



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

Lady Fullerton.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Lady Georgina Fullerton.

Neben unsern beiden großen katholischen Romandichterinnen spanischer und deutscher Abkunft, Fernan Caballero und Ida Gräfin Hahn-Hahn, stellt sich in ebenbürtiger Weise Lady Fullerton, eine in England allgemein gefeierte Schriftstellerin. Auch in Deutschland ist sie sehr bekannt und ihre Schriften sind fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt und mehrfach aufgelegt — doch wird ihnen fast nur von katholischer Seite die verdiente Anerkennung zutheil. Aber in Deutschland ist durch die religiösen Wirren in vieler Gemüth das unabhängige Urtheil verwirrt und vernichtet. Und doch kann selbst einem Nichtkatholiken die Anerkennung der großen dichterischen Eigenschaften der Lady Fullerton eben nicht schwer werden, weil nirgends in ihren Schriften die katholische Richtung so entschieden in den Vordergrund tritt, wie es in den Romanen ihrer spanischen Collegin der Fall ist; liebevoll umfaßt sie alle edle Menschen mit gleicher Neigung, mögen sie nun glauben, was sie wollen, und meinen, was sie wollen, sie kümmert sich nicht darum, solange sie nicht Ursache hat, ihnen zu mißtrauen. Ueberhaupt fehlt der Lady Fullerton ganz und gar der polemische Geist, die Neigung zur Aggression. Das gilt nicht allein von ihrem religiösen Standpunkt — auch ihr politischer ist ohne jeden Parteihaß. Sie scheint sogar der Politik fern zu stehen. Doch das ist nur Schein. Sie, die Angehörige des am meisten politischen

Landes der Welt, sollte nicht auch ihre politischen Grundsätze haben? Das wäre unglaublich, und in der That hat sie auch ihre sehr entschiedenen politischen Meinungen, die sie als Schriftstellerin eben so entschieden zur Geltung bringt. Nicht durch subjective leidenschaftliche Ergüsse, wie Fernan Caballero, sondern durch den ganzen Geist ihrer Schriftstellerei, wie die Gräfin Hahn. Wie diese, ist auch sie Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe, der vierte Stand ist nicht würdig, in ihren Romanen eine, und wäre es die kleinste Stelle, einzunehmen. Doch müssen wir diesem Tadel sogleich ein großes Lob folgen lassen! Lady Fullerton schildert ihre Lords und Ladies mit großer Naturwahrheit und echter dichterischer Schönheit. Ihre Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen sind nicht nach der Schablone gezeichnet, sind nicht wie die Marionetten des Parkets. Sie haben einen offenen Sinn und ein warmes Herz, und wenn ihre Seele von bitterm Leide zerrissen wird, dann hüllen sie sich nicht vornehm in ihren Mantel, damit die Welt nicht sieht, was sie bewegt. Diese Offenheit unterscheidet sie durchaus von der Gräfin Hahn. An der letzteren muß getadelt werden, daß sie, in oft gewaltsamer Weise, das losbrechende Gefühl unterdrückt. Das thut ihre englische Rivalin nie, als echte Dichterin läßt sie den Gefühlen der Freude und des Schmerzes freien Lauf; und dabei entfaltet sie den ganzen Reichthum ihres glänzenden dichterischen Genies, eine unwiderstehliche Beredsamkeit, eine hinreißende Innigkeit der Empfindung — stets aber in den edelsten Formen. Sie huldigt in jeder Beziehung einem edlen Realismus.

Edel auch insoweit, als sie nirgends in ihren Romanen einen wahrhaft schlechten Menschen zur Darstellung bringt. Diese Thatsache ist aber auch zugleich wieder ein Beweis für ihre dichterische Größe und ihren echt künstlerischen Tact. Nur Talentlosigkeit oder ungeschultes Genie liebt es,

abschreckende Bösewichte als treibende Elemente in die Handlung zu bringen. Absolute Schlechtigkeit schreckt stets ab, in einem dichterischen Werke vielleicht noch mehr als im Leben — der wahre Dichter wird deshalb gern auf solche Charaktere verzichten, obgleich sie sehr geeignet sind, spannende Entwicklungen hervorzurufen. So sind es denn in den Romanen der Lady Fullerton nur die in falsche Bahnen geleiteten Triebe des Menschen, welche Conflict hervorbringen. Gewöhnlich entsteht der Conflict auch nur im Innern, und da ist eigene Schwäche immer ein weit besseres Motiv als die Bosheit anderer. Denn fast immer sind es seelische Leiden, welche Lady Fullerton in ihren Romanen zur Darstellung bringt. Sie wählt mit Vorliebe *seelisches Unglück* zur dichterischen Gestaltung. Sagt sie doch selbst in „Unglaublich und doch wahr“: „Es läßt sich von glücklichen Menschen nicht viel sagen; ein fröhliches Gesicht erzählt selbst seine Geschichte; ein friedvolles Herz hat keine Geheimnisse. Wenn alle Menschen gut und glücklich wären; dann dürften alle Romanschriftsteller die Feder beiseitlegen.“ Unzweifelhaft hat die Dichterin recht mit diesen Worten, nur hat sie vom Unglück andere Begriffe wie wir gewöhnlichen Menschenkinder. Sie scheint nur das als Unglück zu betrachten, was von innen heraus den idyllischen Frieden der Seele zerstört. Aber freilich, äußeres Ungemach dürfte ja diese reichen unabhängigen Lords und Ladies kaum berühren, und wenn auch, so wäre die Schilderung desselben für die Feder einer so aristokratischen Dame doch kein passender Vorwurf. Aber eben weil Fullerton's Personen ihr Schicksal nur sich selbst verdanken, nicht aber den Einwirkungen Anderer, gerade deshalb geben ihre Romane einen so tiefen Einblick in eine äußerst reiche Gemüthswelt. Während nichts vermißt wird, was äußeres Wohlbehagen zu schaffen geeignet ist, fordert das Herz seinen Antheil am Leben, den ihm der Reichthum nicht geben kann.

So ist es denn meist die Liebe, welche in Lady Fullerton's Dichtungen leidvolle Verwickelungen schafft und furchtbare Katastrophen herbeiführt. Das eine Mal ist es die Liebe ohne Erwidern, das andere Mal Liebe mit getäuschter Hoffnung; hier Liebe im hellen Sonnenstrahl des Glückes, dort in der Nacht tiefen Elends; jetzt eine Leidenschaft voll rührender Ausdauer, dort ein Rausch, der über seine Lebensfähigkeit sich selbst getäuscht und nun in selbstgeschaffenen Fesseln schmachtet. Die äußere Handlung tritt diesem innern Leben gegenüber mehr in den Hintergrund. Das Hauptgewicht ruht auf der Darstellung des Seelenlebens und den leidenschaftlichen Bewegungen des Herzens. Darin ist Lady Fullerton aber in der That groß. Ihre Schilderungen geben glänzendes Zeugniß von einer tiefgehenden Kenntniß des menschlichen Herzens, von einer nie erkaltenden Wärme des Gefühls und von der wahrhaft dichterischen Befähigung, sich zwanglos in das Denken und Fühlen eines Zweiten versetzen zu können.

Daß der Dichterin dies bei weiblichen Charakteren am besten gelingt, kann nicht verwundern, da sie doch selbst diesem Geschlechte angehört. Ihre Mädchengestalten sind zart und duftig, voll Poesie und Leben, voll lebendigen Gefühls. Alle müssen der Liebe Lust und Leid erfahren, jede auf andere Weise. Schöne muthwillige Geschöpfchen sind es, die stets jeden Wunsch erfüllt bekommen haben, und nun plötzlich den heißesten Wunsch ihres verwöhnten Herzens nicht erreichen können. Die Dichterin weiß diese Mädchen und Frauen mit einem solchen Liebreiz zu umgeben, daß der Leser sie in sein Herz einschließt, mit ihnen fühlt, mit ihnen leidet. Wer sie sieht, muß ihnen gut sein; und das passirt nicht allein den jungen Männern (was bekanntlich nicht viel sagen will), sondern auch dem ehrwürdigen Alter. Kein Wunder, wenn diese kleinen Zauberinnen von ihrer Umge-

lung bereitwilligt auf den Händen getragen und nach Kräften verzogen werden.

Die anziehendste Gestalt dieser ist unstreitig Margaret Leslie in „Grantley Manor“, Tochter des Obersten gleichen Namens. Aller Liebreiz, mit dem die Zauberhand des Dichters ein weibliches Wesen überschütten kann, ist über Margaret ausgebreitet. Kindlicher Muthwille und gemüthvoller Ernst, kleine weibliche Schwäche und große Auffassung des Lebens, lieblicher Humor und Tiefe des Gefühls vereinigen sich, die Heldin allen Lesern liebzumachen. Und nachdem der klugen Dichterin dies gelungen, nachdem sie dem Leser eine tiefes Interesse für diese duftige Blume eingeflößt, läßt sie allerlei Unwetter herantosen und die zarte Pflanze umbrausen. Sie war aufgewachsen in stets derselben Umgebung von Großvater, Großmutter und verschiedenen Bekannten, darunter auch der brüderliche, weit ältere Freund Walter. Ruhe und Heiterkeit hatten ihre Mädchenjahre umgeben, Kummer hatte sie nicht gekannt, weil keinem ihrer Wünsche Befriedigung versagt wurde. Nun tritt aber in diesen kleinen Kreis ein junger Mann, Edmund Neville, der ihr den Frieden der Seele zu rauben droht. Ohne körperlich anziehend zu sein, macht Edmund tiefen Eindruck auf sie. Er huldigt ihr keineswegs, tritt ihr manchmal sogar schroff entgegen, trotzdem muß sie seinen Geist bewundern und bald ihn lieben. Ob ihre Neigung aber erwidert wird, diese Frage kann sie nicht beantworten. Wohl glaubt sie aus einzelnen Zeichen das süße Ja herauslesen zu dürfen, glaubt sogar, Edmund sei nahe daran, das entscheidende Wort auszusprechen; aber da verschwindet er auf einige Zeit; und als er wiederkehrt, findet er Margaret's Schwester Ginevra, aus der Ehe des Oberst Leslie's mit einer Italienerin, im Hause vor. Bald bemerkt Margaret, wie zwischen Edmund und Ginevra Blicke gewechselt werden, dann Briefe. Sie fühlt alle Qualen der Eifersucht.

Aufs höchste steigt ihr Schmerz und macht einer hohen Entrüstung Platz, als sie eines Morgens in Ginevra's Zimmer einen Handschuh findet. Da kann sie ihren lange verhaltenen Schmerz nicht mehr bezwingen, er macht sich unwiderstehlich Luft.

„Margaret stand wie durchbohrt, verwirrt und unfähig ihre Gedanken zu sammeln; aber in diesem Augenblick fielen ihre Augen auf einen Reifhandschuh von Pelz, der auf dem Teppich nahe bei der Thüre lag. Er war ihr wohl bekannt und eine stürmende Flut von Leidenschaft drang auf ihre Seele ein, jagte das dunkelrothe Blut in ihre Wangen und hob ihre schwellende, entrüstete Brust. Mit blitzenden Augen und gekräuselter Lippe hielt sie ihn Ginevra hin, die denselben mechanisch annahm und mit der andern Hand nach ihrer Brust fuhr, als ob sie die krampfhafte Bewegung ihres ganzen Wesens unterdrücken wollte.

„ . . . Sehr schuldig mußt du sein, Ginevra; denn Finsterniß, Schweigen und Scham begleiten deine Handlungen. Auf deiner Stirn war eine falsche Unschuld, auf deiner Zunge eine falsche Tugend. Du hast mich mit jedem Zuge deines Gesichtes, mit jedem Worte deiner Stimme betrogen. Er ist fort; ja, Dank sei dem Himmel! er ist fort; aber Frieden, Hoffnung und Vertrauen sind auch verschwunden, auf ewig verschwunden aus dieser meiner einst so glücklichen Heimat. O, möchte er nie zurückkehren! Möchten meine Augen ihn nie wiedersehen. Möge ihn sein eigenes Gewissen, wenn Falschheit und Betrug es nicht für immer verhärtet haben, quälen und bestrafen wegen des Elends, das er auf mich gebracht hat, ja — und auf dich“, fuhr sie fort (als Ginevra schwach murmelte: „Um Gottes willen, um der Gnade willen, fluche ihm nicht, Margaret!“), „auf dich, meine gefallene, meine überaus unglückliche Schwester! O Ginevra! Bist du deswegen so schön, so reich begabt, so bezaubernd, um so unendlich nichtswürdig zu sein? Ginevra, ich könnte dich wegen der Unbilde hassen, die du mir zugefügt hast, wenn ich dich nicht aus Grund meiner Seele beklagte. Du, die das Reine, Edle und Heilige so gut kennt und darüber so gut zu sprechen weiß, du kannst nicht verhärtet, du kannst nicht so abgestumpft gegen alles Gefühl sein.“

Aber Ginevra weiß sie zu beruhigen: es laste ein Geheimniß auf ihrem Leben, das sie noch nicht enthüllen dürfe.

Lange hat Margaret an ihrer Enttäuschung zu leiden; allmählich aber kehrt ihr Herz zu dem brüderlichen Freunde Walter zurück. Sie fühlt, daß sie ihn in anderer Weise liebt, als wie Bruder und Schwester sich lieben. Offen, wie sie ist, gesteht sie diese Gefühle Walter, und dieser, der sie nie bloß als Bruder geliebt, wird zum glücklichsten Menschen. Margaret's Gefühle bleiben dieselben, sie wird Walter's Gattin.

Wie gefällt dem Leser dieser Schluß? Ich fürchte in der That, er wird nicht allen gefallen. Margaret als Gattin eines doppelt so alten Mannes, und gar erfüllt von innigster Liebe zu ihm? Das werden viele Leser weder poetisch noch wahrscheinlich finden. Denn Walter ist zwar ein herzenguter Mensch, paßt aber doch schlecht zu Margaret's ewigem Frohsinn; wir hätten lieber gesehen, daß die Dichterin ihr einen jüngeren Mann von etwas gleichartigem Temperament zugebracht hätte. Das kommt einem doch vor wie ein schöner Gedanke in holperigen Versen. Und dann können junge Mädchen wol alte Männer heirathen, aber nicht so glühend lieben, wie die Dichterin von Margaret Leslie behauptet. Warum mußte denn auch Walter ein so alter Mann sein? — Die Dichterin scheint für diese sonderliche und seltene Art von Mädchenliebe eine Schwäche zu haben. Denn auch in „Lady Bird“ schildert sie eine solche, Gertrud Lifford nämlich. Gertrud hatte eine so sorgenlose Jugend nicht wie Margaret. Ihr Vater behandelte sie rauh, ihr Onkel wenigstens abwehrend, die Mutter allein hatte warmes Gefühl für sie. Dagegen war Gertrud im Kreise ihrer Jugendgenossen geliebt und angebetet, namentlich von Moritz Redmond. Auch in größeren Kreisen erobert sie sich im Fluge alle Herzen. Sie liebt aber nur den geistvollen, berühmten Schriftsteller d'Arberg, und dieser erwidert ihre Neigung. Gertrud's Vater hat

ihr einen andern Gatten bestimmt; eisernen Sinnes, wie er ist, will er von seiner Wahl nicht abgehen. D'Arberg wird also abgewiesen. Gertrud weiß von diesem allen aber noch nichts; als sie es erfährt und zugleich hört, daß d'Arberg im Begriff sei, in ein Kloster zu gehen, da waltt sie auf im Zorn, flieht zu Redmonds. Hier findet sie herzliche Aufnahme, geht mit Moriz nach London, wo sie, in der Freude, Freundesherzen gefunden zu haben, Moriz ihre Hand reicht. Als es geschehen, fühlt sie das Entsetzliche ihrer Lage, erwägt sie, was sie gethan. Sie hat einen Schritt gethan, der nur durch Liebe veranlaßt werden darf, und Liebe fühlt sie nicht. Sie sieht die Zärtlichkeit ihres Gatten und kann sie nicht erwidern, ja, sie fühlt sogar, wie ihr Gatte sie zuletzt hassen muß, weil sie ihn einem fluchwürdigen Dasein gewidmet hat. Beider Gatten Los wird ein furchtbares. Gertrud weiß aber, welche Pflichten sie am Altar auf sich genommen, sie ist unterwürfig und folgsam.

Nach einem Jahre hört sie, daß d'Arberg noch lebe, auch, daß er nicht in's Kloster gegangen sei. Zugleich gesteht ihr Moriz, daß am Vermählungsmorgen noch ein Brief von ihm eingegangen sei, den er unterschlagen habe. „Die Wirkung dieser Enthüllung auf Gertrud war ungeheuer. Sie las und er beobachtete sie. Er hatte sie oft beobachtet, aber nie wie jetzt. Ein röthlicher Fleck bildete sich auf ihrer bleichen Wange, der immer mehr zunahm, bis er ein brennendes Roth wurde; die blauen Adern ihrer Stirn schwellen und schwellen, bis sie unnatürlich ausgedehnt zu sein schienen; ihr Mund zuckte und sie fing von neuem an zu zittern. Es war schrecklich, diese nur durch jenes Zittern unterbrochene Bewegungslosigkeit zu sehen; es war wie das Schweigen der Natur vor einem Sturme, das Rauschen der Blätter vor einem Gewitter. Dann kam der Schrei der Verzweiflung, der Ausbruch des Schmerzes, den nichts zurückhalten konnte.

Lange niedergehalten, bricht er in jener Stunde hervor. Alles ist auf einen Augenblick vergessen, Ströme von Thränen fließen über ihre Wangen, und beide Hände gegen ihre Schläfen pressend, stöhnt sie den Namen Hadrian hervor.

Aber sie faßt sich. Das entsetzliche Gespenst ihrer Pflichten als Gattin steigt wieder vor ihrem Geiste auf — sie tröstet ihren Gatten, der über sein Unrecht zu verzweifeln scheint. Ja, sie ist bereit, ihm in die neue Welt zu folgen, als die alte ihm kein Glück mehr bietet. Auf dem Schiffe befindet sich auch d'Arberg. Moritz und Gertrud nähren sich ihm, Moritz sieht, daß er von d'Arberg nichts zu befürchten hat. Moritz stirbt. Gertrud bleibt, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, noch in Amerika und geht dann nach Europa zurück, wo ihr Bruder sie liebevoll empfängt.

Gertrud's seelisches Leiden ist mit ungemeiner Lebendigkeit dargestellt. Das Eigenthümliche ihrer Lage, in welche andere gewöhnlich doch nur unverschuldet gerathen, ist mit großer Lebenswahrheit geschildert.

Neben diese beiden schön gezeichneten Frauengestalten stellt sich eine dritte, die kaum der Erde anzugehören scheint, so schattenhaft leise ist ihr Auftreten: Ginebra in „Grantley Manor“. Während ihre Schwester Margaret übersprudelt vom Uebermuthes ihres jungen Lebens, ist Ginebra in sich zurückgezogen, beständig wie in tiefe Träume versunken. In Italien wurde sie geboren und erzogen. Dort lernte sie auch Edmund Neville kennen und lieben. Seiner ungekrönten Bewerbung gelingt es, sie zu einer heimlichen Vermählung zu bewegen, ohne Wissen der beiderseitigen Väter. Denn der alte Neville würde nie seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit einer „Papistin“ gegeben haben. Nach seinem Tode zeigt sich denn auch, daß Edmund recht geahnt: im Testament seines Vaters wird er nur unter der

Bedingung zum Erben eingesetzt, daß er nie eine Ehe mit einer Papistin eingehe. Edmund sieht sich also zwischen das entseßliche Entweder-Oder seiner Liebe und seines materiellen Glückes gesetzt. Keinem von beiden mag er entsagen, und so verharret er zunächst in stillem Genuß seines Vermögens. Ginevra beschwört er zu schweigen. Sie schweigt gern, aber sie grämt sich, daß Edmund nicht so viel moralischen Muth besitzt, alles einzugestehen. So kommt sie in ihres Vaters Haus nach Grantley Manor. Sie ist glücklich, mit Edmund zusammen leben und ihn täglich sehen und sprechen zu können. Aber das Geheimniß, welches ihr Verhältniß zu ihm verhüllen muß, drückt sie täglich mehr und mehr. Dazu gesellt sich tiefer Schmerz über den Mangel an moralischer Würde, den Edmund zeigt, als sein Vater das Zeitliche gesegnet. Aber sie schweigt und harret aus, immer seinen Bitten und Versprechungen nachgebend. Endlich aber, als sie in London sieht, wie Edmund an der Seite einer notorischen Kokette erscheint, mit dieser lacht und scherzt, als sei Ginevra nie für ihn vorhanden gewesen; als sie sogar hört, Edmund's Verbindung mit dieser galanten Dame stehe nahe bevor — da schäumt bei einer unversehrteten Zusammenkunft mit Edmund, bei welcher er sie sogar mit Vorwürfen zu überhäufen wagt, ihr übervolles Herz über. „Edmund stürzte hinein, schloß die Thür, verriegelte sie von innen. Die kalte Luft brachte Ginevra zu sich. Er hatte ihre Hand fahren lassen und stand ihr gegenüber mit gekreuzten Armen und zornig düsterm Antlitz. Sie rang ihre Hände und rief: „Endlich und so!“ dann erhob sie sich mit Ungestüm, stellte sich vor ihn, richtete stolz ihr Haupt empor und erwiderte seinen Blick; — in dem ihrigen lagen so mächtige Verweise, so überwältigende Vorwürfe in ihrem Schweigen, so beredt und so stark in ihrer Milde, daß er unter diesem sprachlosen Einflusse zitterte — und ausrief:

„Ginebra, du kannst mein Herz brechen, aber meinen Willen nicht beugen. Du kannst uns beide in Verzweiflung stürzen, aber du wirst deine Bahn nicht ungestört verfolgen. Denke nicht, daß du mir Troß bieten kannst, oder daß ich nicht lieber alles in der Welt opfere, als daß ich die schweigende Demüthigung der letzten Tage ertrage — deinen Namen in jedem Munde! Deine Schande laut ausgerufen! Ja, — deine Schande, — wiewol die Welt sie nicht kennt und — das Gift ihrer Schmähtreden in meine eigenen Ohren träufelt. Denkst du, daß ich dieses ertragen werde und geduldig meiner Schande und der deinigen zusehe? Vor meinen Augen, an diesem nämlichen Tage — hast du frech . . .“

Feuerröthe flog über ihr Antlig; ein Sturm sammelte sich auf ihrer Stirn; ein Strom von Beschuldigungen drängte sich auf ihre Lippen; die verhöhnten, verletzten, aufgestachelten Gefühle des Weibes kämpften um die Herrschaft, waren nahe daran, alle Schranken zu durchbrechen, allen Zwang abzuwerfen; aber sie hielt inne, sie flehte zum Himmel um Geduld, und mit kräftiger Hand unterdrückte sie die erwachende Leidenschaft.

Und nun kam ihre schwerste Prüfung, nun mußte ihr Schutzengel ihr beistehen — nun sollten die Heiligen im Himmel für sie beten — denn Edmund hat sie an seine Brust gezogen — sein Herz schlägt gegen das ihre, seine Augen ruhen auf den ihrigen mit unaussprechlicher Liebe; und jene Stimme, die sie so oft in ihrer Einsamkeit zu hören schmachtete, strömt jetzt in ihre Ohren Worte glühender Leidenschaft, inbrünstigen Flehens, und da sie zu sprechen versucht, schließt er ihren Mund mit Klüssen und preßt sie näher an seine Brust. Er entwickelt die ganze Kraft seiner Beredsamkeit; er hält die Schale des Glückes an ihre Lippen; er versucht sie durch alle Künste; er ängstigt sie durch alle Schrecknisse. Sie wird blasser und blasser, solange ihr Kampf anhält; dann hebt sie sich plötzlich von seiner Seite, steht vor ihm und sagt:

„Was denn verwirkst du durch Anerkennung deiner Heirath — Geld?“

Es lag keine Verachtung, weder in ihrer Stimme noch in ihrem Gesichte, als sie dies sagte. Sie sprach die Worte klar und deutlich aus und richtete ihre Augen auf ihn mit tiefem, forschendem Blicke. Er wurde blaß vor Zorn, dann roth vor Scham; endlich erwiderte er mit düstern Ernste:

„Ich habe, indem ich meine gegenwärtige Stellung annahm, mein Wort verpfändet, daß ich eine Heirath mit einer Katholikin nicht anerkenne. Ein derartiges jetziges Geständniß würde mich mit Schande bedecken und mir alle Mittel nehmen, den heiligsten Verpflichtungen nachzukommen.“

„Den heiligsten Verpflichtungen!“ wiederholte sie langsam, „du sprichst von heiligen Verpflichtungen! Der Himmel vergebe dir, Edmund, denn du beachtest wenig die deinigen gegen mich — oder die meinigen gegen Gott!“

„Du hast also nicht die Absicht, deine Heirath bekannt zu machen?“

„Sprichst du, um Scherz zu treiben, Edmund? Kannst du denken, daß ich dich bei andern anklagen werde, unwissend und hilflos wie ich bin; nein, ich werde schweigen, wenigstens so lange, als meine Hoffnung bleibt, daß du nachgeben wirst — und selbst . . .“

„So bist du willens, nach deinem väterlichen Hause — und zu deiner gegenwärtigen Lebensart zurückzukehren? Sie ist heiter genug, ohne Zweifel — und die tiefe Verehrung von Charles d'Arcy . . .“

„Das ist zu viel, Edmund; das ist mehr, als ein Mann vorwerfen darf, oder ein Weib ertragen kann. Mich von sich zu stoßen, wie eine abgedankte Buhlerin, weil ich zwischen dir und deinem Reichtume stehe, — und dann mich fälschlich anzuklagen und meine Geduld mir zum Verbrechen auszulegen — ward je eine Frau so mißhandelt, eine Gattin so verhöhnt? Geh', Edmund, verlasse mich jetzt. Du hast durch diesen Hohn das Maß deines Unrechts gefüllt und du wirst dessen eines Tages mit Reue gedenken. Laß mich gehen. Du sollst mich nicht länger halten.“

Sie stieß die Thür auf und sprang die Stufen hinunter mit einer Schnelligkeit, die ihn überraschte; und in einem Augenblicke war sie aus seinen Augen verschwunden.

Der Sturm legt sich; aber nicht eher wird Ginevra wieder die Alte, bis Edmund ein reumüthiges Bekenntniß abgelegt und Ginevra als seine rechtmäßige Gattin anerkannt hat.

Als letzten bedeutenden Frauencharakter erwähne ich Ellen Middleton in dem ergreifenden Romane gleichen Titels. Das Leben dieses Weibes ist eingehüllt in die düstersten Wolken; beständig droht über ihrem schönen Haupte ein

furchtbares Gewitter; keine Freude, kein reines Glück leuchtet ihr, und endlich fährt der Blik auf sie hernieder, vernichtet ihre letzte Hoffnung und bringt sie an den Rand der Verzweiflung. Verstoßen von ihrem Gatten, den sie mit hingebender Innigkeit liebt; in den Augen der Welt als eine Verlezerin der ehelichen Treue an den Pranger gestellt, lebt sie ein elendes, verborgenes Dasein. Man kann sagen aus diesem Romane weht dem Leser Grabesluft entgegen, keine Freude gewährt die Lectüre nicht — und doch ist man gezwungen, die dichterische Kraft der Lady Fullerton, wie sie sich in diesem Romane allenthalben kundgibt, zu bewundern.

Von andern Frauencharakteren Lady Fullerton's erwähne ich noch besonders: Anna Neville in „Grantley Manor“, ein in seiner sittlichen Hoheit und doch so milden Denkungsweise anziehender Charakter; Marie Redmond in „Lady Bird“, eine Figur, die echt deutsche Farbe hat (sie entsagt bereitwillig dem Geliebten); Königin Margaret in „Stürmische Tage“ und die treue Hofdame derselben.

Am wenigsten anziehend sind die Frauencharaktere in „Unglaublich und doch wahr“, welcher Roman mir überhaupt eine schwache Leistung scheint.

Die Männer treten im Allgemeinen nur wenig in den Vordergrund, wenigstens nicht als handelnde Personen. Sie sind da, flößen den weiblichen Personen eine heftige Leidenschaft ein und verhalten sich dann passiv. Der Dichterin erstes Bestreben ist es ja auch, nicht Männer, sondern in erster Linie Frauen zur Darstellung zu bringen. Darum ist Fühlen und Denken der letzteren mit liebevoller Gründlichkeit geschildert, während bei den Männern der Leser manchmal ahnen muß, was in ihrer Seele vorgeht. Nur bei zweien hat sie eine Ausnahme gemacht, bei Edmund Neville und Henry Lovell, diese hat sie aber auch mit staunenswerther Gewandtheit gezeichnet. Und doch war es keine leichte

Aufgabe. Nicht schwer ist es, einen Charakter darzustellen, der mit unwandelbarer Consequenz die für recht erkannten Wege wandelt, oder einen andern, der diese ein für allemal verlassen hat; aber welche Hindernisse bietet ein Charakter, der leidenschaftlich bewegt, stürmisch aufgereggt, beständig schwankt nach rechts und links! Erste Pflicht des Dichters ist doch, für seine Personen lebendiges Interesse zu erwecken und warm zu erhalten; ein schwankender Charakter stößt aber nur zu leicht ab. Das ist bei den obigen aber durchaus nicht der Fall; im Gegentheil, je tiefer Edmund Neville, der unglückliche junge Mann, in seiner Verblendung sinkt, desto größer wird unser Mitleiden. Die Dichterin verdankt diese echt dichterische Wirkung einem feinen Kunstgriffe; Edmund Neville's Schwanken zwischen Reichthum und Liebe entspringt nicht gemeiner Habgier, sondern dem instinctiven Bewußtsein, daß Reichthum die Bedingung seines Lebens ist. Er ist ein Kind des Luxus; er ist an Ueberfluß gewöhnt, nicht an geschäftsmäßiges Abwägen der Einnahmen und Ausgaben. So ist für ihn ein Aufgeben des Reichthums gleichbedeutend mit Aufgabe des Lebens. Deshalb sträubt sich seine ganze Natur gegen die bittere Alternative und stößt ihn so in den verbrecherischen Genuß eines Gutes, welches ihm nicht gehört. Henry Lovell (in „Ellen Middleton“) erschreckt den Leser fast durch die Wildheit und Ausdauer seiner Leidenschaft zu der unglücklichen Gattin Edward Middleton's, zu Ellen. Er liebte sie schon, als sie noch ein Mädchen, er ein Jüngling war. Er gestand es ihr:

„Nein, wir trennen uns nicht für immer; das ganze Leben hindurch werde ich Dir nahe sein, entweder, um Dich zu lieben und anzubeten, um Dir alles in allem zu sein, den Menschen und allen Gesetzen, allen Pflichten und Banden zum Troß — oder um Dich auf Deinen Wegen zu verfolgen, um Dir jede Freude zu vergällen und Deinen Geist zu martern. Ellen, ich muß Dir Segen bringen oder der Fluch Deines Lebens werden.“

Was er ihr prophezeit — es ist schreckensvoll in Erfüllung gegangen. Er heirathet eine Ungeliebte, sie einen heißgeliebten Mann. Aber Henry ruht nicht, er sucht zu erringen, was zu erringen ein Verbrechen und nie für ihn erreichbar ist: die Liebe Ellen's. Und sie? Sie kann ihn nicht erhören und will es nicht, aber verstoßen für immer darf sie ihn nicht, weil er im Besitz eines sie betreffenden Geheimnisses ist. Seine Leidenschaft treibt ihn stets gegen ihren Willen in ihre Nähe, und das wird ihr Unglück. Henry aber vergißt alles — sein Weib, sein Kind; seine wahnsinnige Liebe zu Ellen raubt ihm alle Besinnung. Die Nachricht, daß Ellen von ihrem Gatten verstoßen, versetzt ihn in einen wahren Freudentaumel. Er schreibt an die Unglückliche:

„Dein Ruf ist dahin, Deine Ehre ist verloren; Du bist fortan auf immer von Edward getrennt. . . . In meinem Herzen herrscht eine wilde Freude über die Erfüllung unseres Geschickes, und von nun an müssen wir einander alles sein. Ellen, Du Abgott meiner Seele, Du sollst mein werden! . . . Schreibe mir eine einzige Zeile; sage mir, wohin Du gehst, was Du thust. Das Leben hat keine Kraft, die Sprache keine Worte für diese stürmische, fieberhafte Aufregung, für diese Stunde der Liebe und des Schreckens, der Angst und des Entzückens.“

Ellen weiß aber besser, was ihre Pflicht ist; das entsetzenvolle Ereigniß, daß ihr heißgeliebter Gatte sie, die Unschuldige, verstoßen, bildet ihren einzigen Gedanken. Sie flieht in die Einsamkeit. Henry verliert ihre Spur und giebt sich dem Wahne hin, sie habe sich selbst den Tod gegeben. Er fällt in ein Gehirnfieber, das ihn bald dem Tode nahe bringt. Ehe er seine Seele dem Richter übergiebt, richtet er an den Gemahl Ellen's ein Schreiben, in welchem er die Unschuld des unglücklichen Weibes nachweist. Seine Liebe zu Ellen aber stirbt erst mit ihm.

Die übrigen Männergestalten Lady Fullerton's sind zu unbedeutend, um besondere Erwähnung zu verdienen. Es

sind ziemlich alltägliche Gestalten. Das ist aber bekanntlich eine Schwäche vieler Romanschriftstellerinnen.

Schließlich muß noch einer kürzlich erschienenen Novelle unserer Dichterin gedacht werden — sie betitelt sich: „Die Tochter des Notars“. Zwar haben wir es nicht mit einem ureigenen Produkt zu thun, sondern nur mit der Bearbeitung einer französischen Erzählung; was indessen die Dichterin in der Vorrede über ihre Bearbeitung sagt, läßt vermuthen, daß sie sich das Original so ziemlich zu eigen gemacht. Doch sei dem, wie ihm wolle: wir haben es mit einer ganz vortrefflichen Novelle zu thun. Zwar ist die Handlung weder sehr reichhaltig noch sehr neu; sie behandelt das alte Thema von zwei jungen Herzen, die gezwungen waren, sich zu verbinden, welche wähten, nie sich lieben zu können, und schließlich doch finden, daß das gegenseitige Vorurtheil ein ganz falsches ist, und daß sie in bester Harmonie zu einander passen. Aber dies alte Thema ist in ganz vorzüglicher Weise behandelt. Der alte Graf von Bedelles hat zwei Söhne: Jacques ist sein Augapfel, schön und geistvoll; George, der jüngere, hat durch eine langwierige Krankheit geistig gelitten und scheint nun ziemlich schwachsinzig zu sein. Der Graf möchte gern seinen ältesten Sohn zum Deputirten gewählt sehen und sucht sich zu diesem Zweck die Gunst des einflußreichen Advocaten Vescalle zu sichern. Das gelingt durch Verheirathung seines Sohnes George mit der schönen Tochter Vescalle's, Rosa. Beide heirathen gezwungen: George liebt die schöne Denise de la Pénéde; Rosa ist zwar nicht durch eine andere Neigung gefesselt, hat aber gegen den „Fada“ (Schwachkopf) unbeswinglichen Widerwillen. Gleichgültig leben beide nebeneinander. Nach und nach aber ersieht Rosa aus allerlei kleinen Vorgängen, daß George durchaus kein „Fada“ ist; ein Brief, in welchem er ihr seine Gründe, kalt nebeneinander zu leben,

dargelegt, bestärkt ihren Glauben. Endlich findet sie Papierstreifen, die von seiner Hand mit reizenden Versen bedeckt sind. Nun weiß sie genug. In ihre Freude aber fällt erkältend ein Brief, in welchem George ihr mittheilt, daß er nach den Südseeinseln reisen wolle. Rosa fühlt, daß sie ihn nicht reisen lassen dürfe. Und wie nun gleichzeitig George's alter Diener Vincent zum Sterben erkrankt und noch einmal nach seinem Herrn verlangt, da sendet sie ihre Tante nach der Hafenstadt, ihren Gatten davon zu benachrichtigen; sie selbst bleibt am Krankenbett Vincent's. George kommt; das Mißverständniß löst sich, die Gatten werden glücklich.

Das ist sehr einfach, wird der Leser sagen. Allerdings ist es das, aber was hat die Dichterin aus dieser sehr einfachen Begebenheit gemacht? Ein reizendes, sauber ausgeführtes Seelengemälde. Wie trefflich sind alle Charaktere, von dem schlauen, aber ehrlichen Advocaten Vescalle bis zur guten Tante Misé Médé. Am besten ist jedenfalls der jüngere Sohn des Grafen Bedelles, der „Fada“, gezeichnet, obgleich uns die Dichterin sein Inneres in nur geringem Maße offen legt. Der Leser sieht anfangs von dem Gemüthszustande des jungen Mannes nicht mehr als Rosa selbst. Das ist ein gutes Mittel, den Leser zu spannen. Wie der jungen Frau, so enthüllt sich aber auch uns nach und nach der wahre Charakter des „Fada“.